

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Rönner

Uns Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dem Generalpräkten verdanke ich mein Leben. Wenn du mich bewußtlos an der Grenze des Todes gesehen, so warst du nicht mehr da, als Gortschento erschien.

„Das war ich nicht.“

„So weißt du auch nicht, daß die Wiederbelebungsversuche, die der Arzt anstellte, von Erfolg waren, daß ich nach kurzen Minuten die Augen wieder aufschlug.“

„Nie haben wir davon erfahren. Alle haben dich als tot bezeichnet, dich zu rächen gelobt.“

„Ich glaube es wohl. Man wollte alles vertuschen. Der ganze Vorfall sollte nicht in die Öffentlichkeit. Aber ehe ich wieder zum Leben erweckt war, muß wohl irgend jemand die Kunde meines Todes nach

außen getragen haben. Doch ich muß dir ja zusammenhängend erzählen, daß du begreifst, wie alles gekommen.“

Sanft, wie lieblosend, führte sie ihn zu dem Sofa und ließ sich an seiner Seite nieder.

Noch immer hatte Wladimir kaum auf ihre Worte gehört. Das alles erschien ihm so nebensächlich der einen unfaßbaren Tatsache gegenüber, daß sie lebte! Er hatte sie wieder! Der eine Gedanke bedeutete für ihn die Welt. In ihm versank alles, was gewesen, was er erlitten, ersehnt und erduldet. Wie wenn sie sich erst gestern getrennt, so war es ihm. Trunken vor Wonne schaute er in ihr glühendes Gesicht.

„Es wird Tag, aber genug bleibt noch dunkel“, rief er, die Hände vor die Stirn schlagend. „Alles, was in die Außenwelt drang, muß Erfindung und Märchen gewesen sein. Denn anfangs hieß es, man habe dich zur Verbannung nach Sibirien verurteilt.“

„Das war auch die Wahrheit“, begann sie zu erzählen. „Du erinnerst dich, daß es sich um die bei mir gefundenen hochverräterischen Schriftstücke handelte. Ich leugnete sowohl sie als die Handschrift zu kennen und behauptete, daß irgendein unbekannter Feind sie aus Nachsicht, um mich zu verderben, auf mein Zimmer geschafft haben mußte.“

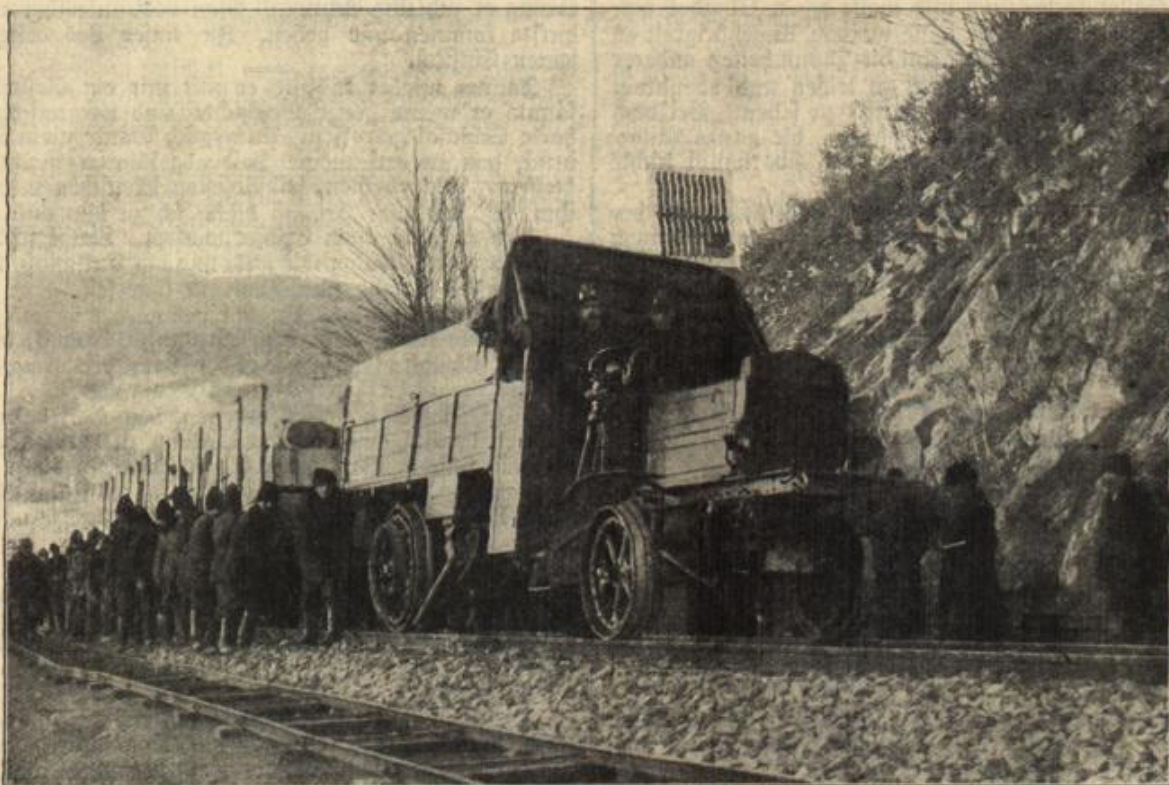
Man glaubte mir nicht, konnte aber das Gegenteil nicht beweisen. Zeugen, die mir einen Verkehr mit Rasputin und seinen Freunden nachweisen konnten, fanden sich nicht, und so machte man kurzen Prozeß und verurteilte mich für alle Fälle, als der Begünstigung schuldig, zu fünfjähriger Verbannung nach Sibirien.

Bereits mit dem nächsten Transport sollte ich abgehen und unter den mir Zugeteilten traf ich Nadina Bordonoff. Die Unglückliche lag wie gelähmt auf ihrem elenden Lager, die Füße mit Tüchern umhüllt, und mit matter, vom Schmerz entkräfteter Stimme schilderte sie mir nun die furchtbaren Leiden, die sie

ausgestanden. Mehrere Tage nacheinander hatte man ihre nackten Sohlen mit Nuten zerfleischt, aber sie war standhaft geblieben und selbst die entsetzliche Marter hatte ihr kein Geständnis entzissen.

Schon wollte ich Gott danken, vor einer ähnlichen Prüfung bewahrt geblieben zu sein, als mein Schicksal eine plötzliche Umgekehrung nahm.

Du weißt ja, daß man auch Zantulska und Rasputin gleich



Österreichisch-ungarisches Lastautomobil auf Schienen als improvisierte Feldbahn in den Karpathen.

Phot. Kilophot, Wien.

nach meiner Verhaftung gefänglich eingezogen hatte. Ehe unser Transport abging, hatte man in der Wohnung des letzteren bei einer nochmaligen Durchsuchung einen angefangenen Brief an mich aufgefunden, der in der gleichen verheilten Schrift abgefaßt war, wie die bei mir entdeckten revolutionären Schriften. Nun bestand kein Zweifel mehr, daß ich diese Schrift kannte und also auch um das Versteck der Schriftstücke gewußt hatte.

Während die unglückliche Nadina Vorbonoff mit den andern fortgeschafft wurde, führte man mich zu weiterer Untersuchung in die Festung zurück. Mir blutete das Herz, als ich erfuhr, daß man jetzt auch dich meinethwegen verdächtigt und eingeliefert hatte, aber meine Hoffnung, dich zu sehen, dir ein Wort des Trostes zuzuflütern zu können, sollte sich nicht erfüllen.

Freilich, ich selbst war ja nicht minder des Trostes bedürftig, wo ich überall nur Haß, Spott und Drohungen begegnete. Ich wußte, daß meine Aussage, bekannte ich die Wahrheit, euch alle ins Verderben stürzen würde. Auch du solltest ja, wie man mir vorhielt, um die Aufbewahrung der Schriftstücke in meiner Wohnung gewußt haben. Darum hatte ich mir gelobt, um jeden Preis zu schweigen, und doch zweifelte ich stündlich mehr an der Möglichkeit, mein Gelöbniß zu halten.

Zu gräßlich stand mir Nadinas Los vor Augen. Und als eines Tages der Stodmeister in meine Zelle trat, mir grinsend das gleiche Schicksal voraussagte, da brach ich zusammen.

Ich kannte mich selbst, meine Schwachheit jedem körperlichen Schmerz gegenüber. Der letzte Tag in der Freiheit, unser Auszug in die Heide, fiel mir ein und wie du damals über meine Wehleidigkeit gelächelt. Ein Steinchen, das meine Sohle geritzte, und die Schmerzen Nadinas!

Niemals würde ich solche Folter überstehen, sie mußte mir das Geständniß entreißen, und doch hatte ich dir versprochen, in der Stunde des Ernstes und der Gefahr nicht schwach zu sein. Da gab es nur einen Ausweg, — den freien, selbstgewählten Tod.

Aus meinem Bett-Tuch drehte ich einen Strick, und als eben der Wärter gegangen, befestigte ich ihn am Eisengitter des Fensters. Aber Gott hatte es anders gewollt. Kaum hatte ich das Bewußtsein verloren, als, wie ich später erfuhr, der Kommandant einen Rundgang durch die Festung unternahm und jede einzelne Zelle inspizierte. Vorzeitig schnitt man mich ab und dem Arzte gelang es, mich wieder ins Leben zu rufen.

Gerade in diesem Augenblick kam der Generalpräfekt den Gang entlang, der an meiner Zelle vorüberfuhr und hörte, wie der Kommandant mit dem lässigen Wärter sprach. Sofort griff er die Sache auf und tat wütend ob des Vorgefallenen. Nie sei von ihm der Befehl erteilt worden, einen Gefangenen zu foltern, und alles, was man darüber dem Zaren berichtet, sei Verleumdung. Wenn der Stodmeister eigenmächtig eine Drohung ausgesprochen, so solle er dafür die Mute erhalten, er habe keinen Teil an diesem Selbstmordversuch und wolle jeden Skandal vermeiden haben. Dem Zaren dürfe keine weitere Ungehörigkeit zu Ohren kommen, denn er habe es satt, für die Dummheiten anderer unter der Ungnade des höchsten Herrn zu leiden und obendrein sein Leben von rabiaten Elementen bedroht zu sehen. Bei dem einmal ausgesprochenen Urteil solle es bleiben, die ganze Untersuchung niedergelegt und die, denen man überhaupt nichts nachweisen könne, entlassen werden.

Auch Zantulsta und Naputin kamen verhältnismäßig gut davon, sie gingen gleichzeitig mit mir nach Sibirien ab, wo die Armen noch heute in den Quecksilberbergwerken schmachten werden.

„Und du, — du wurdest begnadigt?“ fragte Wladimir, der mit grenzenlosem Erstaunen ihrer Erzählung gefolgt war.

Marja schüttelte lächelnd den Kopf. Eine stille Glückseligkeit spiegelte sich auf ihren lieblichen Zügen.

„O nein, — mein Leben mag die großmütige oder egoistische Laune des Generalpräfekten bewahrt haben, — das wahre Dasein aber, das heißt die Freiheit, die Rettung aus den Schreden der Verbannung, verdanke ich Rudolf.“

„Rudolf, — wer ist das, — ein Deutscher?“

„Ein geborener Wiener, Naturforscher und Professor an der hiesigen Universität.“

„Rudolf Eichholt?“ fragte Wladimir, dem die Aufschrift an der Pforte einfiel. — „Ah, — nun begreife ich. Darum hast du in deinem Hause Zuflucht gefunden.“

„Darum, weil er mich leidenschaftlich lieb hat, weil ich ihm in innigster Dankbarkeit zugetan bin — weil er seit anderthalb Jahren mein Mann ist.“

Ich schnellte Leidumow von seinem Sitz auf. Seine Züge verzerrten sich, — der Körper aber blieb starr aufgerichtet, wie der Leib einer gefrorenen Schlange, — und nur die blutleer gewordenen Lippen regten sich zuckend.

„Du bist vermählt?“ presste er mühsam zwischen den Zähnen hervor.

„Ja, wußtest du denn das nicht, als du mich aussuchtest?“

Er antwortete nicht. Wortlos, wie gebrochen, sank er auf den Sitz zurück und seine Hände ballten sich wie gegen einen unsichtbaren Feind.

„Marja —“, stöhnte er, „und ich —“

„O fürchte nichts; Rudolf wird sich freuen, dich zu begrüßen, er kann jeden Augenblick zurückkommen. Und weißt du, er

nimmt es nicht übel, wenn ich dich meinen Freund nenne, — wenn wir einmal unsere Jugenderinnerungen wieder auffrischen, von den alten Torheiten reden.“

„Torheiten?“ Vorwurfsvoll sah er sie an.

Marja errötete leicht. „Nun ja. Warum soll man nicht ehrlich sein. Eine echt kindliche Spielerei war's, wie sie jedes einmal erlebt. Was wahre Liebe heißt, kannte ich ja damals noch gar nicht.“

„Und er hat sie dich gelehrt?“ fragte Leidumow mit schmerzlich bebender Stimme.

„Wenn du gehört hast, was er für mich getan, wirst du nicht mehr so fragen.“

Ihre Stimme klang plötzlich feierlich ernst und leise zog sie die Hand, die bisher in der seinen gelegen, zurück. Seit sie wußte, mit welchen Gefühlen er zu ihr gekommen, empfand sie, daß ihre bisherige unschuldige Freude über das Wiedersehen nicht den bitteren Beigeschmack der Sünde erhalten durfte.

„Und wo hast du ihn kennen gelernt?“ fragte er tonlos.

Ohne sich zu rühren saß er noch immer da und schaute sie an, — die kleinen rosigen Ohren, in denen dunkle Granaten funkelten, die zarten, weißen Wangen mit dem leichten Blaum, und die schlante Hand, an der er erst jetzt den schmalen, blühenden Goldreiß bemerkte.

Immer fremder wurde sie ihm, als er sie so betrachtete — die Jahre legten sich zwischen ihn und sie mit all dem Geschehenen, und als etwas anderes, Neues erschien sie ihm plötzlich. Der düstige Morgennebel der Hoffnung, der bisher vor seinen Blicken gelegen und sie selbst mit dem Goldschleier der Phantasie umwoben, zerriß. Der Himmel blaute, die Sonne schien; aber es war ein herbes und scharfes Licht, wie im Herbst, der alle Frühlingsträume zerstört, der Glanz der dunkelbeseiten, hoffnungslosen Wahrheit.

„Unter den Qualen und Leiden der Gefangenschaft, als Aufseher mit Peitschen uns zur Arbeit trieben, sah ich ihn das erste Mal.“

„In Sibirien — einen deutschen Professor?“

„O — du kennst ihn nicht. Er hat viele Weltteile bereist, er scheut vor nichts zurück, er achtet keine Beschwerden und Gefahren. Das Interesse des Forschers trieb ihn auch dorthin. Der Quecksilberbergbau beschäftigte ihn wochenlang. Und nicht nur die Anlagen, den Betrieb, auch das Glend der Arbeiter studierte er. Alles mit den Augen der Menschlichkeit und des Mitleids.“

Anfangs spotteten die Beamten über ihn. Allmählich aber errang er sich ihre Achtung. Man vertraute ihm rückhaltlos. Er durfte kommen und gehen. Ja unser Los besserte sich durch seinen Einfluß.

Immer wieder knüpfte er mit mir ein Gespräch an. Bald kannte er meine ganze Geschichte und wie unschuldig mich das harte Schicksal getroffen. Unmöglich konnte mein Herz dem Einbruch, den er auf meine Leidensgefährten machte, verschlossen bleiben. Den edelsten, selbstlosesten Menschen bewunderte ich in ihm, fast wie zum Heiland blickte ich zu ihm auf.

Und er sollte mein Erlöser werden. Lange schon, ehe wir es ausgesprochen, liebten wir uns, und der Entschluß, mich zu retten, stand, aller Gefahr zum Trotz, in ihm fest.

Glück wird oft aus Unglück geboren, wie aus dem Tod das Leben. Es war ein herber Verlust für Rudolf, daß sein treuer Diener plötzlich einer schleichenden Krankheit erlag, aber sein Tod brachte ihn auf einen rettenden Gedanken.

Die Kleider des Verstorbenen, den man heimlich begraben, wurden benützt, mich in einen Mann zu verwandeln. Schminke und ein falscher Bart taten das übrige. In einer Sommernacht entwichen wir und ungefährdet kam ich als Rudolfs junger Diener durch Rußland und über die preussische Grenze nach Wien. Hier haben wir uns geheiratet.

Wladimir schludte, als spüre er einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Plötzlich stand er auf und sah Marja mit langem, schmerzlichem Blicke an.

Sie schien ihn zu verstehen und erschraf. „Wladimir, zürnst du mir?“

Er antwortete nicht.

Da sagte sie noch einmal seine Hand. „Ich dachte, du hättest mich längst vergessen. Ich war doch damals noch ein halbes Kind.“

„Das zum erstenmal sein Herz erwachen fühlte“, unterbrach er sie. „Und gerade darum konnte ich diese Jugendliebe nicht vergessen.“ Die einstigen Gefühle, die er hatte niederkämpfen wollen, brachen sich noch einmal Bahn.

„Ja, Marja, du hast mich wohl nicht verstanden, du weißt noch nicht, warum ich nach Wien gekommen.“

Mit großen erschreckten Augen sah sie ihn an. „Meinen Tod zu jähnen, sagtest du. Was sollte das heißen?“

„Doch, wärst du nicht an jenem Abend plötzlich in die Loge getreten, der Generalpräfekt das Theater nicht lebendig verlassen hätte.“

„Du — du wolltest Gortschenko töten?“
„Um dich zu rächen, um im Jenseits wieder mit dir vereint zu werden.“ — Nun war es heraus und er konnte nichts mehr verschweigen, hastig mit fliegenden Worten erzählte er ihr alles, auch das letzte, wie man ihn verhaftet und in so räthselhafter Weise wieder frei gelassen.

Erschüttert hörte die junge Frau ihm zu.

„Wladimir, armer Junge. Was hast du um mich erlitten! Aber danke Gott, daß er es so gefügt, denn was der Generalpräfekt auch auf dem Gewissen haben mag, um mich wäre sein Blut schuldlos geflossen.“

Leidunow atmete tief und schwer. „Wahrhaftig, Marja, mir ist es, als habe Gott mich strafen wollen für das Verbrechen, das ich leichtfertig geplant. Darum hat er mich dich verlieren lassen, und darum muß ich mich in seinen Willen fügen.“

In dankbarem Versehen wollte sie ihm die Hand drücken, im gleichen Augenblick aber öffnete sich die Thür, und leicht erschrocken zog sie den ausgestreckten Arm zurück.

Auf der Schwelle stand derselbe hochgewachsene, blondbärtige Mann mit dem fremdlichen Gesicht und der goldenen Brille, den Wladimir schon im Theater an ihrer Seite gesehen.

„Mein Gatte.“

Professor Eichholtz maß ein wenig erstaunt den unbekannten Gast. Sein Scharfsbild aber hatte ihn sogleich das Rechte erraten lassen.

„Ein Landsmann, liebe Marja?“

„Wladimir Leidunow, ein Jugendfreund, von dem ich dir schon so viel erzählt habe.“

Jetzt reichte der Professor dem unerwarteten Besuche herzlich die Hand. Marja mußte Wein und Badewasser bringen, und nach einigen Minuten plauderten die beiden, nur hin und wieder durch eine erklärende Bemerkung der jungen Frau unterbrochen, als wären sie alte Bekannte.

Leidunow machte auch dem Manne gegenüber von dem Vorhaben, das ihn nach Wien geführt, kein Geheim. Was Marja wußte, konnte ja auch vor ihrem Gatten kein Geheimnis bleiben. Und der menschenfreundliche Professor verdammt ihn nicht. Er begriff und verzieh.

„Ja, ja,“ meinte er schließlich, „das Alter zögert oft zu lange mit der Tat, aber die Jugend ist allzu rasch mit ihr. Indessen, wo die Vernunft fehlt, da greifen Zufall und Vorsehung hemmend ein. Andernfalls wäre Ihr Attentat der erste Gewaltakt dieser Art in Wien gewesen. Bei uns hat die Polizei ein scharfes Auge auf alle Ausländer, besonders auf die Russen.“

„Glauben Sie wirklich?“

„In meiner Stellung erfährt man manches, was anderen nie zu Ohren kommt. Ich kann Sie versichern, daß fast alle hier lebenden jungen Russen, ohne es zu ahnen, von Spionen umgeben sind.“

„Mir ist in der Tat auch von anderer Seite Ähnliches gesagt worden. Eine junge Dame, die sich für mich interessierte, warnte mich. Aber ich habe ihr wirklich nie so recht geglaubt.“

„Da haben Sie doch unrecht gehabt. Mir ist sogar bekannt, daß sehr liebenswürdige junge Damen der Polizei Spionendienste leisten. Von einem gewissen Fräulein Genetius, die zu den bekannten Wiener Schönheiten gehört, wird das zum Beispiel mit aller Bestimmtheit behauptet.“

„Fräulein Genetius“, flötete Wladimir und starrte den Professor an, als sei am hellen Tage ein Gespenst vor ihm aufgestiegen.

Die Wirkung der gehörten Worte war kaum anders, als sie zuvor Marjas Mitteilung von ihrer Verheirathung auf ihn geübt. Wie Schuppen fiel es ihm plötzlich von den Augen, und er hatte ein Gefühl, als hätte er lange auf einem unterminierten Boden gestanden, der jeden Augenblick einbrechen und ihn in den Abgrund stürzen konnte.

Alda hatte seinen Plan durchschaut. Darum war sie jeden Abend im Theater gesessen neben der Loge, in der Gortschenko erscheinen mußte. Darum wollte sie ihn an eine Liebe glauben machen, die sie nie empfand, nur um ihn in Sicherheit zu wiegen, hatte ihn gewarnt, nur damit er sein Vorhaben verraten sollte.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte der Professor.

Wladimir neigte das Haupt. „Ich habe ihr von Marja und meiner Jugend erzählt.“

„Auch — was Sie in Wien suchten?“

„Das nicht, das letzte nicht, aber sie muß es erraten und mich der Polizei als höchst verdächtig hingestellt haben.“

Nur eins blieb ihm auch jetzt noch räthselhaft. Wer hatte die Vorsehung wider seinen Willen geübelt, wer die Patronen aus seinem Revolver gezogen, und was den Kommissar bestimmt, an seine Unschuld zu glauben?

Als der Professor Leidunow beim Abschied einlud, sie öfter zu besuchen, hatte dieser das Gefühl, daß die Worte nur konventioneller Höflichkeit entsprangen und nicht ehrlich gemeint waren.

Im Innersten mußte er dem Gelehrten recht geben. Die Zeit, die zwischen Marja und ihm das trauliche Du geschaffen, war unwiderbringlich dahin. Sie selbst hatte ja erklärt, daß es nur eine kindliche Torheit gewesen, was sie damals in seine Arme getrieben, und daß ihr Herz die wahre Liebe erst jetzt gefunden. Der Professor aber mochte annehmen, daß vielleicht noch ein Funken unter der Asche glühte und jedes noch so unschuldige Spiel mit dem Feuer gefährliche Folgen haben könne. Dem jungen Russen widerstrebte es, auch nur den leisesten Verdacht dieser Art aufkommen zu lassen, um so mehr, als ihn Marjas Offenheit ernüchtert hatte.

Deutlich empfand er es, daß seine fast krankhaft schwärmerische Verehrung mehr der Totgegläubten, der eingebildeten Märtyrerin, gegolten, als der Lebenden, die er heute wiedergesehen. Was hatte er um sie gelitten, während sie ihn längst vergessen und das Glück bei einem andern gefunden hatte! Er gönnte ihr dieses Glück, und dennoch erfüllte es ihn mit leiser Bitterkeit.

Noch schmerzlicher aber berührte ihn der Gedanke an Alda. Auch an ihre Liebe hatte er geglaubt, — und als er sie nicht erwidern durfte, hatte die Gewißheit ihm dennoch geschmeichelt, hatte ihre Freundschaft ihm unendlich wohlgethan.

Nun war das alles Falschheit und Betrug gewesen. — So wenig wie Marja wollte er sie wiedergesehen, und dieser Voratz zwang ihn zu einem raschen Entschlusse. In Wien bleiben, ohne der einen oder anderen je wieder zu begegnen, war unmöglich. Darum mußte er die Kaiserstadt, die ihm durch alle die letzten Erlebnisse verleidet war, so rasch es ging, verlassen.

Wohin — das schien ihm im ersten Augenblick gleichgültig. Aber Petersburg war der alten Freunde wegen, in deren gefährliches Treiben er nicht nochmals hineingezogen werden mochte, ausgeschlossen, Paris und Rom lockten ihn nicht, und so entschloß er sich, schon am übernächsten Tage nach London zu reisen, wo er vor Spionen am sichersten war.

In einem Tage konnte er seine Sachen packen und bereit sein. Wen Liebe und Freundschaft nirgends zurückhielten, der war ja immer reisefertig, sagte er sich traurig. Und er hatte von niemand mehr Abschied zu nehmen. Doch — von einem — besann er sich. Wassili! Der verliebte, ehrliche Maler verdiente es nicht, daß er ihn durch heimliches Fortgehen tränkte.

Er blühte auf die Uhr. Um diese Zeit mußte Meroleff schon aus den Praterauen zurück sein. Zum ersten und letztenmal wollte er ihn in seiner Wohnung aufsuchen, um ihm heute noch Lebewohl zu sagen.

Ein wenig verwundert sah der Künstler auf, als Wladimir so unerwartet sein elegant und geschmackvoll eingerichtetes Zimmer betrat. — Sichtbar verlegen schob er die Blätter, an denen er eifrig, mit rotem Kopfe, geschrieben, beiseite.

„Das freut mich, daß du dich auch einmal bei mir sehen läßt.“

„Aber ich störe wohl?“

„Nein — nein — hat nichts zu sagen.“

Die Hast, mit der er es herausschrieb, widersprach den Worten. „Ich habe nur einmal den Pinsel mit der Feder vertauscht.“ „Eben darum meine ich —“ zögerte Leidunow, noch immer den angebotenen Stuhl verschmähend.

„Allerdings eine Seltenheit bei mir. Es ist wirklich auch das erste Mal im Leben, daß ich eine schriftliche Liebeserklärung mache.“

Wladimir lächelte vielhagend. „Das hätte ich dir freilich nicht zugetraut. Wer so gewandt mit der Rede ist —“

Wassili machte ein ernstes Gesicht. „Mit mir, weiß Gott, auch noch nie passiert, daß ich nicht den Mut finde, persönlich —“

Der Freund machte eine abwehrende Bewegung. „Bitte, ich bin nicht neugierig und auch nicht gekommen, um dir deine neuesten Liebesgeheimnisse zu entlocken.“

„Die neuesten? Ach, es ist ja die alte, die einzige, von der ich nicht mehr loskomme. Warum soll ich vor dir ein Geheimnis daraus machen. Diesmal hat es mich wirklich gepackt, und es ist mir bitterer Ernst. Was ich da niederschreibe, ist ein Antrag.“

„Ein Heiratsantrag. Wirklich?“ staunte Wladimir.

Meroleff nickte. „Ja — und nur die bestimmte Hoffnung, diesmal nicht zu spät zu kommen, hat mich so weit gebracht.“

„Um Gotteswillen,“ erschrak Leidunow, „du schreibst doch nicht an —“ er brachte den Namen nicht über die Lippen.

„Natürlich,“ lächelte der Maler, „an Alda Genetius.“

„Bist du von Sinnen!“

Wassili schien beleidigt. „Warum? Was hast du denn? Findest du nicht selbst, daß sie eine vollendete Schönheit ist. Und wir passen so gut zusammen. Sie ist Künstlerin wie ich, — hat den gleichen Geschmack, ist gut, liebenswürdig, ehrlich —“

„Aber —“ Wladimir zauderte, ob er dem Freunde die Wahrheit sagen sollte. Bitter mußte er über sich selbst lächeln, daß er sie einst vor dem Maler hatte warnen wollen. Nur, weil er auch ein Russe war, hatte sie sich ja mit ihm eingelassen, um

seine geheimsten Gedanken zu erforschen. Nun, dem harmlosen Menschen konnte sie nicht gefährlich werden. Und warum sollte er Waffili den Liebesrausch zerstören. Schnell genug würde er ja durch sie selbst



Russische Vernichtungswut:

Eine östereichische Wohnung, in der die Russen die ganze Einrichtung zertrümmerten, soweit sie sie nicht mitnehmen konnten.

ernüchtert werden. Was konnte dem unverbesslichen Don Juan solche Lektion schaden! Beinahe komisch kam ihm die Sache vor. Und wenn sie ihn wirklich liebte? durchzudte es ihn plötzlich, beinahe mit schmerzlicher Eifersucht. — Nun, dann fand sie, wenn er später hinter die Wahrheit kam, nur die verdiente Strafe für ihr falsches Treiben. Der letzte Gedanke bestimmte ihn vollends, zu schweigen.

Nun, dann fand sie, wenn er später hinter die Wahrheit kam, nur die verdiente Strafe für ihr falsches Treiben. Der letzte Gedanke bestimmte ihn vollends, zu schweigen.

Waffili starrte den in Nachdenken Versunkenen an. „Aber?“ wiederholte er. „Hierin gibt es kein Aber. Die Sache ist abgemacht. Morgen in der Frühe erhält sie meinen Brief, und im Laufe des Vormittags noch hole ich mir persönlich ihre Antwort und halte zugleich bei ihrem Onkel und Vormund an.“

„Weißt du denn ihre Adresse, und hat sie dich überhaupt näher in ihre Verhältnisse eingeweiht?“ fragte Wladimir mit leichtem Erstaunen.

„Blumauer Gasse 79, II, rechts“, sprach der Maler, die Adresse schreibend, laut, mit offenbarem Triumph vor sich hin. „Ja, — sie hat mir das Haus gezeigt und auch von ihren Verwandten erzählt.“

„Nun, dann wünsche ich dir von Herzen Glück“, erwiderte Leidunow, ohne daß der andere die Fronte aus seinen Worten hörte.

„Soweit ist es noch nicht“, meinte der Maler, wieder etwas kleinlaut werdend, „aber doch glaube ich, allen Grund zu haben, dir danken zu können.“

„Den Erfolg schreibst du mir wohl?“

„Ich werde dir selbstverständlich mein Glück persönlich melden.“

„Da — wirst du mich kaum mehr treffen.“

Waffili blickte überrascht auf.

„Ja, willst du denn fort?“

„Übermorgen, nach London. Ich werde dir meine dortige Adresse mitteilen.“

„Dazu hast du dich so plötzlich entschlossen?“

„Bestimmte Gründe zwingen mich, die ich vielleicht dir später einmal brieflich auseinandersetze. Der Grund meines Kommens war, dir Lebewohl zu sagen.“

„Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Was mich betrifft, so glaube ich, daß ich in Wien endlich die Rechte gefunden habe.“

Er schloß den Brief,

den er liebevoll mit strahlendem Gesicht betrachtete, und siegelte ihn mit rosafarbenem Lack. „So, der Würfel wäre gefallen.“

„Und dein Schicksal besiegelt“, betonte Wladimir.

„Schicksal, nimm welchen Lauf du willst!“ rief der Maler pathetisch und griff zum Hute, um das Schreiben selbst nach der Post zu tragen.

Wladimir begleitete ihn bis zur nächsten Straßenecke. Dort schieden sie.

Langsam, von allerlei widerstrebenden Gefühlen bestürzt, kehrte Leidunow in seine Wohnung zurück. Wenn die beiden

wirklich ein Paar werden sollten! Wieder packte es ihn wie

Eifersucht. Nun fühlte er plötzlich, daß Ada ihm doch mehr gewesen, als

er sich hatte eingestehen wollen. —

O, daß sich in dem schönen, glatten Leibe die

Seele einer Schlange bergen mußte!

Aber, hatte er denn Beweise? Durfte er dem

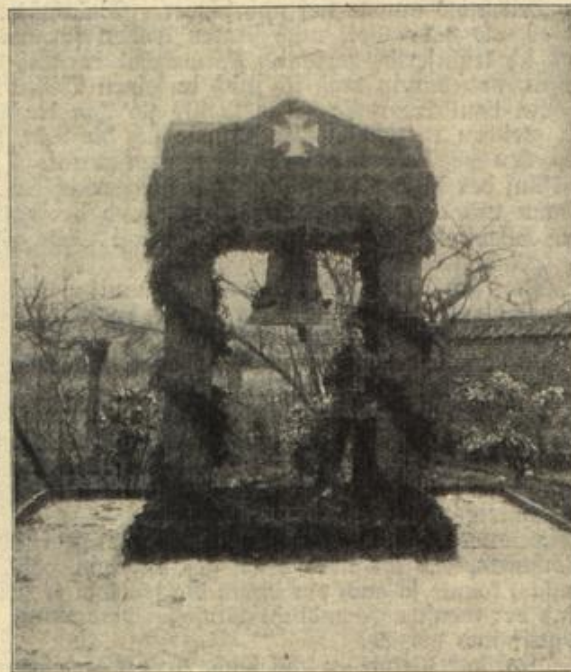
Professor auch wirklich glauben? —

Konnte nicht alles ein leeres Gerede sein? War es

recht, sie zu verurteilen, ohne ihr eigenes Geständnis gehört zu haben. Er zürnte sich selbst. Wie konnte er auf solche Gedanken kommen. Weil er sie dem Freunde nicht gönnete?

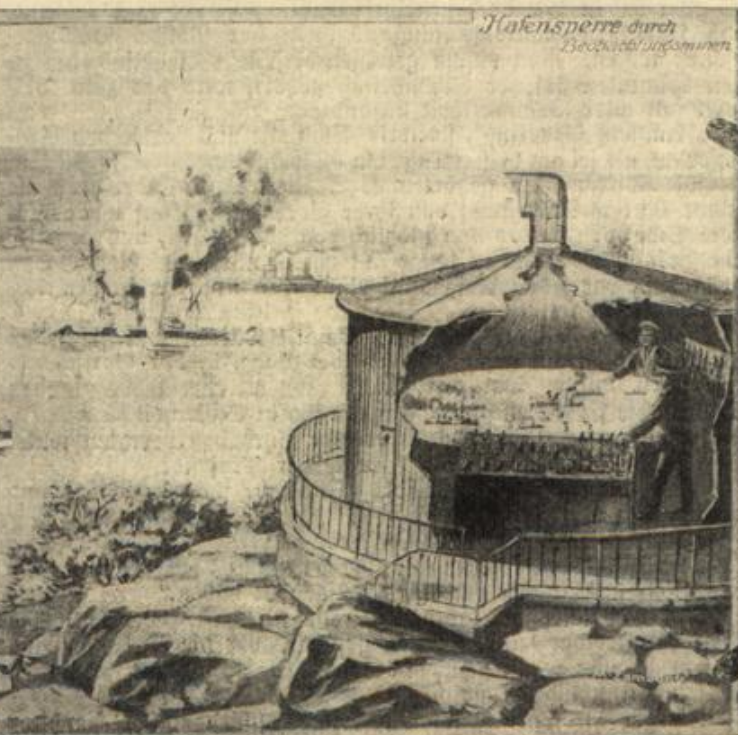
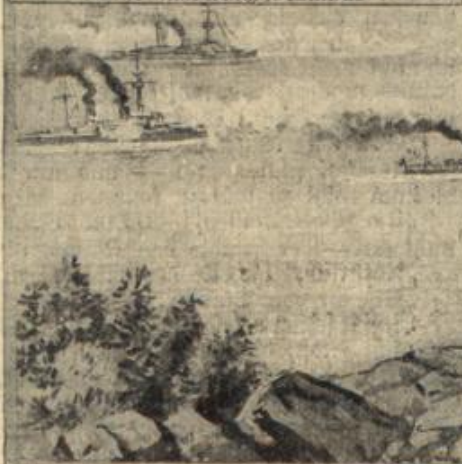
Laut und bitter lachte er auf. — Nun, Waffili würde ja sehen! — Aber etwas Schmerzendes, wie von einer heimlichen Wunde, blieb in seinem Herzen zurück. Das bohnte und wühlte die ganze Nacht in seinem Innern fort und ließ ihn nicht schlafen.

Am nächsten Morgen entließ Leidunow, nicht ohne Nührung,



Vom westlichen Kriegsschauplatz:

Eine von deutschen Soldaten errichtete Feldgasse, die bei festlichen Gelegenheiten, Siegen usw. geläutet wird.



Darstellung einer Hafensperre durch Beobachtungsminen. (Mit Text.)



Schweizer Grenzwehr: Die Spitzen der Schweizer Bundesarmee bei einer Besprechung. (In der Mitte: General Wille).



Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Friedrich August Koeffler. (Mit Text.)

seinen treuen Pavi. Dann machte er sich daran, seine Sachen zu packen. Die Koffer standen schon halb fertig, als er mittags in sein gewohntes Restaurant ging. Mit dem Rest der Arbeit wurde er bis zum Abend leicht fertig. — Dennoch trieb es ihn zeitig vom Essen wieder heim. Eine unerklärliche Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Es war ihm, als treibe er mit sich selbst nur ein Spiel, als wäre es gar nicht ernst, als würde er Wien nie mehr verlassen.

War es ein nahendes Unglück, das sich in dieser seltsamen Stimmung seines Gemüts voraus verkündete. Drohte ihm eine neue, noch unbekannte Gefahr von seiten seiner Verfolger, die eben erst ihr Spiel mit

„Mensch — du willst doch nicht lügen?“
„Sprich es nur aus. Daß ich wieder einmal zu spät gekommen bin.“
(Schluß folgt.)

Die Elefanten des Schlachtfeldes.

Skizze von Hermann Dreßler (Chemnitz).

(Nachdruck verboten.)

Bivouac! Es mutet uns an wie Friedensmanöver! Gewehre zusammengesetzt, Tornister herunter, Kochgeschirr heraus und eine warme Mahlzeit!

Die laue Sommernacht hüllte uns in ihre weichen Schwingen.

Aber uns brannten die Sterne wie unzählige Lichter an einem Nieten-Christbaum. Unter den Kesseln prasselte das Kochfeuer.

Wir stopften unsere Pfeifen und plauderten, bis das saftige Ochsenfleisch gar war. Manche schrieben auch, auf dem Bauche liegend, eine Feldpostkarte nach der Heimat, an Eltern und Geschwister, Braut oder Frau und Kinder. Für

manchen wurde es wohl auch ein Abschiedsgruß für immer!

Ich hatte mich lang am Boden ausgestreckt, um ein wenig zu schlafen, denn ich fühlte mich sehr erschöpft.

Aus der Ferne hallte dann und wann ein Schuß herüber. Vorpostengeplänkel, das nicht viel zu besagen hatte. Man hörte



Schweizer Grenzwehr: Dreistöckiger Beobachtungsposten

ihm getrieben, wie die Kasse mit der Maus?

Als er seine Wohnung betrat, fuhr er erschrocken zusammen. Am Fenster stand, ihm den Rücken zuwendend, die Gestalt eines Mannes, der in nervöser Ungeduld an die Scheiben trommelte. Jetzt kehrte er sich um und Wladimir stieß einen Schrei der Überraschung aus.

„Du kommst noch einmal! Das muß ja etwas Besonderes bedeuten.“

Wassili schnippte die Asche von seiner Zigarre.

„Gewiß, sonst hätte ich mir doch nicht erlaubt, hier einzudringen und deine Rückkehr zu erwarten.“

Wladimir konnte nur eines annehmen: Wassilis Wunsch hatte sich endlich erfüllt. „Also darf ich gratulieren!“

Der Maler verzog das Gesicht, als habe er eine garstige Pille verschluckt. „Ja, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“



Vom Kriegsschauplatz in Ostgalizien: Österr.-ungar. 30,5 cm-Mörser mit Hebetraus für fast mannshohe Granaten. Im Vordergrund Munitionsvorrat. Die weißen Tücher dienen zur Bedeckung gegen Feindeslicht. Phot. Kikophot, Wien.

das kaum noch und fühlte sich inmitten seiner Kameraden sicher wie ein Kind auf dem Schoß der Mutter. — Als ich eben über dem Einschlafen war, weckte mich ein seltsames Geräusch.

Es brummte und stöhnte im tiefsten Baß und die Erde erzitterte, als ob eine Herde Elefanten durch Urwaldsiddicht bricht.

Wir sprangen auf, und da sahen wir, daß durch die Zeltstraße eine Riesenmaschine gefahren kam. Wirklich ein Elefant, aber einer mit stählernen Muskeln und tochendem Atem.

Es war einer der riesigen Motorpflüge, der mit seinem Gigantenleib aus der Nacht auftauchte. Dicht hinterher ein zweiter, dann ein dritter und ein vierter. Jeder der Stahlelefanten zog eine Anzahl sonderbarer Geräte, deren Konstruktion in ihrer vielgestaltigen Mannigfaltigkeit sinnverwirrend wirkte.

Sie kamen auf dem sandigen Boden nur langsam vorwärts und prägten den Stempel deutscher Gründlichkeit tief in die bröckelnde Erde Frankreichs.

Wir wußten, was das Erscheinen dieser Motorkolosse zu bedeuten hatte. Sie zogen in kurzer Zeit die Schützengräben, deren Wall vielen das Leben schirmt, deren Grube aber auch manchem zum Grabe in fremder Erde wird. Mit meiner Ruhe war es dahin.

Meine Kompanie wurde zum Antreten kommandiert.

Wir mußten laden und sichern und erhielten Befehl, die Arbeit der Motorelefanten zu decken.

Vorwärts ging's in die Nacht hinaus.

Wir hielten mit den Fahrzeugen Schritt, bis wir nach etwa anderthalbstündigem Marsch haltmachten. Wir stießen dort auf eine Abteilung Train. Die armen Kerle waren tüchtig erschöpft. Sie hatten fleißig gearbeitet. Obgleich die Nacht kühl zu werden begann, hatten sie die Pilewa abgelegt.

Die Offiziere hielten eine kurze Besprechung ab. Dann wurden wir geteilt und schwenkten nach Südosten ab.

Zwei der Motorriesen begleiteten uns. Nach einer weiteren halben Stunde waren sie in ihren Positionen und nahmen in der nötigen Entfernung voneinander Platz. Die Seiltrommeln fingen an zu rotieren und Troße zu lassen. — Die Pflugschare spreizten ihre Greifnasen und bissen an. Bald waren sie eingesetzt und an der Laufstrolche verklemt. Das alles ging mit fabelhafter Schnelligkeit, Ruhe und Präzision vor sich. Die Pflugseilen blühten. Der Steuer-Unteroffizier sprang in seinen Sitz, packte das Steuerrad mit beiden Händen, und los ging's. Leicht schwanzend, wie ein Schiff der Wüste, segelte der Pflug dahin und brach mit spielender Leichtigkeit die Schollen auf, so daß in kurzer Zeit eine Furche von etwa achtzig Zentimeter Tiefe ausgerissen war.

Nach jeder Furche rollten die Riesen eine kurze Strecke weiter und begannen dann ihre Arbeit von neuem, so daß die Gräben parallel zu liegen kamen.

Wir dachten an gar nichts Feindseliges mehr. Dieses ungewohnte Schauspiel unerhörter Kraftleistung ohne jede Ermüdung hatte uns ganz gefangen genommen.

Welchem Vorhaben mochte diese Riesenarbeit gelten?!

Da blühte in einigen Kilometern Entfernung ein Scheinwerfer auf und fing an zu kreisen.

Nun wußten wir es: wir hatten wieder eines jener schwer zu stürmenden Forts vor uns. Der Lichtkegel huschte lautlos und suchend über die Ebene, rüdte uns näher, tastete prüfend um uns und blieb dann auf uns haften.

Ob sie da drüben wußten, was hier vor sich ging?! Hatten sie etwa unsere Stahlelefanten bei ihrer nächtlichen Arbeit schnaufen hören?! Zu sehen war von unseren Umgehern auch drüben nichts. Der Train hatte einen Erdwall vor ihrer letzten Station aufgeworfen und ihn geschickt mit frisch gefällten Bäumen und mit allerhand Sträuchern bespielt, so daß das Ganze den Anschein eines harmlosen Hügels hatte.

Wir erhielten Befehl: niederlegen! Es war ein verteuftestes Gefühl, so still zu liegen und auf die feindliche Granate zu warten, die uns im nächsten Augenblicke in Stücke reißen konnte.

Wirklich ging drüben auch bald eine eilige Schießerei los, aber die Gegner schossen im trügerischen Licht des Scheinwerfers stets zu kurz, und unbekümmert um die tausenden Kugeln segelten die Motorpflüge durch den Boden, auch hierin den Riesen des Märchens gleichend.

Als sie drüben mit Granaten anfangen, kamen sie zu spät. Unsere Arbeit war getan.

Eine Infanterie-Batrouille, die zu nahe herankam, um das Wunder zu bestaunen, versuchten wir durch eine Salve.

Bald waren unsere Elefanten wieder im Dämmer der Nacht verschwunden, und noch ehe der Morgen graute, lagen unsere Feldgrauen in sicherer Deckung in den ebenmäßigen Schützengräben.

Es dauerte auch nicht lange, so sollte unsere Reugierde befriedigt werden. Kleine weiße Rauchwolken fuhren knatternd über uns auseinander und aus ihnen heraus griff mit ehernen, tödlichen Krallen Monsieur Schrapnell.

Donnerwetter, das kostete Menschenblut.

Mein Nachbar sank auf sein Gewehr, ohne einen Muds von sich gegeben zu haben. Es war verdammt ungemütlich. Doch das wahrte nur wenige Minuten. Kaum, daß die französischen Batterien sich eingeschossen hatten, brüllte hinter uns Krupp mit Donnerstimme in den Geschosshagel und forderte ausgehend Platz für Seine Majestät, den Zweihundvierzig-Zentimeter-Mörser.

Wir konnten durch das Glas den Einschlag und die Wirkung des Geschoszkriesen erkennen. Er riß gleich beim ersten Schusse ein trichterförmiges Loch, daß man hätte ein kleines, weißbödiges Haus hineinsetzen können. In stolzem Bogen sausten die glühenden Eisenwalzen über uns dahin und stürzten sich mit unfehlbarer Treffsicherheit auf ihr Ziel.

Der Geschützdonner drüben nahm ab. Ich sah ein französisches Kaskemattengeschütz samt den einschließenden Mauern zersezt in sich zusammenbrechen. Aber da stürmte es sprungweise heran — Rothosen, ein Glied dicht hinter dem andern.

Ein Ausfall. Unsere Offiziere mußten ihn erwartet haben. Wir erhielten Befehl: Gräben verlassen, zurück — marsch, marsch! Zähneknirschend gehorchten wir, und die Franzosen mit Hurra hinter uns drein und in unsere schönen sicheren Gräben hinein.

Waren denn unsere Führer verrückt geworden?!

Aber im selben Augenblick erfuhren wir, daß das ganze Manöver nur eine Kriegslist gewesen war. Während wir in Stirnfront zurückgezogen waren, waren, selbst von uns unbemerkt, seitlich unsere Maschinengewehre ausgefahren und spien nun ihren Geschosshagel in die Schützengräben, in welchen die Franzosen dicht wie Maisäfer beieinander hockten. Sie taten furchtbare und gründliche Arbeit, und aus den Mantelhüllen schoß das tochende Kühlwasser in hellen Dampffstrahlen empor.

Unterdessen hatte Kavallerie hinten eingeschwenkt und schnitt dem Gegner den Rückweg ab. Was aus den Schützengräben noch herausprang, ließen wir bis auf Kopfziel herantommen und streckten es dann nieder. Nach wenigen Augenblicken lagen die Schützengräben dicht voll Toter, und noch immer arbeiteten die Teufelsmaschinen, daß aus ihren Wassertählern immer von neuem zischende Dampfsäulen aufzuhoben.

Ich glaube, es kam kaum der zehnte Teil der tapfern Ausfalltruppe in die Festung zurück, und bald darauf flog drüben auf zerflossenen und geborstenen Mauerresten die weiße Fahne auf.

Über das Fleckfieber.

Von Dr. med. et phil. Hans Lungwisch, Berlin, 3. B. im Felde.

(Nachdruck verboten.)

Laut amtlichen Mitteilungen ist im russischen Heere neuerdings das Fleckfieber, auch Flecktyphus, Hunger-, Kriegstyphus usw. genannt, in großem Maßstabe ausgebrochen, und es besteht nicht allein für die deutschen Truppen die Gefahr der Ansteckung, sondern auch für die Heimat die Gefahr eines epidemischen Auftretens, „da das Kontagium“, der Ansteckungsstoff des Fleckfiebers, außerordentlich leicht auch auf weitere Entfernungen hin übertragen werden kann. Es liegt deshalb im Interesse der öffentlichen Sicherheit, jedermann über das Wesen dieser ungemein gefährlichen Krankheit aufzuklären. — In den Chroniken lesen wir, daß zuerst um das Jahr 1500 eine Fleckfieber-Epidemie in Europa ausgebrochen sei. Sicherlich ist die Krankheit aber auch schon früher aufgetreten, ohne daß ihr Vorkommen aufgezeichnet wurde. Sie folgte nächst dem besonders den Heereszügen, da sie mit Vorliebe schlechternährte, abstrapazierte Menschen befällt; so finden wir sie in dem Dreißigjährigen Kriege, in den Napoleonischen Kriegen, im Krimkriege usw. Aber auch im Frieden sucht sie ihre Opfer, besonders in England und Irland, in Polen, den russischen Ostseeprovinzen, den Balkanländern. Mitte des vorigen Jahrhunderts drang sie nach Oberschlesien vor — als Begleiterin einer Hungersnot. Ebenso haben wir einen Einbruch aus Ost- und Westpreußen in den Jahren 70/79 zu verzeichnen.

Das Fleckfieber gehört zu den ansteckungsfähigsten Krankheiten; man hat deshalb mit um so größerem Eifer nach dem „Kontagium“ gesucht. Ein voller Erfolg ist aber bisher nicht erreicht worden. Neuerdings neigt man zu der Ansicht, daß die Läuse, hauptsächlich die Kleiderläuse, als die Krankheitsüberträger anzusehen sind, und die vorliegenden Erfahrungen über Art und Weise der Ansteckung lassen diese Ansicht wohl begründet erscheinen. Somit würde auch erklärt sein, wieso das Fleckfieber gerade im Schmutz gedeiht, besonders bei Vagabunden, Säufern usw. sich vorfindet und in Armeen, die, wie die russischen, an Sauberkeit kaum gewöhnt, im Felde völlig verwildern. Der Flecktyphus verläuft so: Etwa 1—2 Wochen nach der Infektion setzt die Krankheit mit einem starken Schüttelfrost und sofortigem Anstieg der Temperatur auf 39—40 Grad, die Pulszahl auf 100—120 ein. Hierzu gesellt sich Absezt, Erbrechen, Magenschmerzen, Kopfsch

Wiederschmerzen, allgemeine Abgeschlagenheit, vielfach Entzündung der Augenbindehaut, Schnupfen, Schluchzschwerden, Bronchialkatarrh. Am 1. oder 2. Tage schwillt die Milz an, so daß sie unter dem linken Rippenrand fühlbar wird, im Hain findet sich öfters Einweiß. Die Patienten fühlen sich schwer krank, liegen benommen mit gerötetem, gedunsenem Gesicht da, delirieren abends und nachts. Am 3.—5. Tage erscheint der Ausschlag: am Bauche, dann am übrigen Rumpfe, an Armen und Beinen bis zum Hand- und Fußrücken treten zahlreiche blaßrote, im Hautniveau liegende, wegdrückbare, unscharf begrenzte, etwa linsengroße Stippchen auf, oft nur bei künstlicher Beleuchtung sichtbar, nur Handteller und Fußsohle freilassend. Oft werden diese Roseolen (Ausschlag) in der Mitte infolge Blutaustrittes dunkelrot, dann bläulich, ein Zeichen für eine ungünstige Prognose. Zu Beginn der zweiten Woche erreicht die Krankheit ihren Höhepunkt. Die Benommenheit, die Delirien stehen im Vordergrund. Besonders Alkoholiker sind, durch schreckhafte Wahnvorstellungen gequält, kaum zu bändigen. Das Fieber verläuft gleichmäßig hoch, der Puls ist klein, stark beschleunigt, oft treten schwere Komplikationen seitens des Herzens, des Kehlkopfs, der Lungen usw. ein. Entscheidend über den Ausgang ist die Mitte der 2. Woche. Günstigenfalls fällt das Fieber in wenigen Tagen ab, das Bewußtsein, der Schlaf, kehrt zurück, der Ausschlag erblaßt, kurz, bis Ende der 2. oder Mitte der 3. Woche schwinden die Symptome, und es verbleiben nur die Erscheinungen der Konvaleszenz: subnormale Temperatur, Hautabschuppung, Nervenschmerzen in Unterschenkeln und Fußsohlen, oft eine nervöse Schwerhörigkeit, selten vorübergehende Lähmungen. In ungünstig verlaufenden Fällen (15 bis 20 % der Erkrankten) stellen sich in der 2. Woche Herzschwäche, tiefste Benommenheit oder schwere Lungenveränderungen ein, die rasch zum Tode führen. Bedenklich ist die Prognose bei Personen über 40 Jahren und bei Fällen mit Blutaustritten in oder zwischen die Stippchen. Je nach der Festigkeit der Infektion und der Widerstandsfähigkeit des besessenen Organismus nimmt die Krankheit einen mehr oder weniger schweren Verlauf. Es ist selbstverständlich, daß bei den geringsten verdächtigen Symptomen sofort der Arzt zu holen ist, der die erforderlichen therapeutischen Anordnungen trifft. Es sei hier nur noch auf die vorbeugenden Maßregeln hingewiesen und der Leserkreis sei eindringlichst ermahnt, diese Mitteilungen mit Rücksicht auf die Gefährlichkeit der Krankheit recht zu beherzigen.

Man hüte sich aufs sorgsamste vor Läusen. Soweit die aus Polen und Galizien kommenden Truppen in Betracht kommen, wird in den Grenzlazaretten für die Beseitigung der Läuse, Desinfektion der Kleider, sowie ausreichende Beobachtung der Mannschaften gesorgt. Immerhin könnte ein anderweitiges Einschleppen von infektösen Läusen stattfinden, und deshalb muß jeder einzelne sorgsam auf sich achten. Verdächtige Personen sind sofort in ein Krankenhaus zu bringen, wo das Erforderliche geschieht. Alle mit Fleckfieberkranken in Berührung gekommene Personen sind als verdächtig anzusehen und nötigenfalls zu entläsieren, sodann 14 Tage zur Beobachtung zu isolieren. Kleidung und Wäsche ist mit strömendem Wasserdampf, schwefeliger Säure oder Schwefelkohlenstoff zu behandeln.

Zum Transport eines Kranken oder Verdächtigen ist niemals eine Droschke zu verwenden; es ist sofort Anzeige bei der Polizei zu erstatten und diese stellt oder besorgt das geeignete Transportmittel. Muß ein Fleckfieberkranker in der Wohnung verbleiben, so ist er streng zu isolieren, alle Hausbewohner sind zu entfernen und in einem anderen Hause wie Verdächtige 14 Tage zu beobachten. Das Krankenzimmer ist ausgiebig zu lüften, im Winter bei lebhafter Heizung. Das Pflegepersonal ist natürlich verdächtig, darf also das Haus nicht verlassen. Verläuft der Fall ungünstig, so ist das Zimmer 1—2 Wochen hindurch aufs intensivste zu lüften und darf erst dann desinfiziert werden. Fleckfieberkranken sind in mit Lyolol oder Karbol getränkte Tücher zu wickeln. Den sanitätspolizeilichen Maßnahmen ist jede mögliche Förderung seitens der Bevölkerung zu leisten.

Wir dürfen — zur allgemeinen Beruhigung sei das hervorgehoben — mit aller Zuversicht hoffen, daß die hygienischen Maßnahmen der Militär- und der Zivilbehörden das Eindringen der überaus gefährlichen Seuche in unsere Heimat verhüten werden. Immerhin soll jeder soweit orientiert sein, daß er sich im Notfalle sachgemäß zu verhalten weiß.

Gesundheitspflege im Frühjahr.

Wenn die Tage länger werden, und die Strahlen der Sonne wirksamer auf die Erde niederfallen, wenn die Frühlingssünder der Flora aus der Erde hervorsprossen und laue Lüfte durch die Felder wehen, dann ergreift auch den Menschen eine Sehnsucht nach freierer Bewegung, und schnell streift er die biden

und lästigen Winterkleider ab und schlüpft in die leichten und bequemeren Frühjahrskleider. Indessen, vor al'zufrühem Kleiderwechsel muß dringend gewarnt werden. Namentlich solche Personen, welche an möglichst warme und dicke Winterkleider gewöhnt sind, müssen im Kleiderwechsel äußerst vorsichtig sein und die Winterkleider so lange anbehalten, bis die Temperatur eine gleichmäßig warme ist. Gerade die wechselvolle Witterung der Übergangszeit vom Winter zum Frühling bringt mannigfache Gefahren für die menschliche Gesundheit mit sich. Ein jeder hat wohl hierin schon einige Erfahrungen gesammelt. Wenn vormittags die Sonne hell und klar vom blauen Himmel lacht, kann man sicher sein, daß nachmittags Sturm, Regen, Hagelwetter und große Kälte herrscht. Wehe dem, der sich dann in leichten Frühjahrskleidern auf dem Felde oder auf der Straße fern von der lieben Heimathütte befindet! Er wird sicher einen Schnupfen oder einen Katarrh davontragen. Darum Vorsicht, wenn's zum Frühjahr geht! Die richtige Vorsicht gegen Erkältungskrankheiten liegt aber in der naturgemäßen Lebensweise, die auf Abhärtung des Körpers gerichtet ist. Niemand sollte versäumen, seinen Körper zum Frühjahr abzu härten und dadurch gegen Witterungseinflüsse widerstandsfähiger zu machen. Wie die Abhärtung betrieben wird, ist schon so häufig dargelegt worden, daß wir heute nähere Angaben darüber sparen können. In bezug auf die Erkältungen im Frühjahr ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß solche auch durch eine verkehrte Wohnungshygiene in der Übergangszeit hervorgerufen werden. Gewöhnlich pflegt man die Wohnungen, namentlich auf dem Lande, nicht mehr zu heizen, wenn im Freien eine erträgliche Temperatur herrscht und man infolge der zu bewältigenden Frühjahrsarbeiten gezwungen ist, den größten Teil des Tages das Zimmer zu meiden. Erfahrungsmäßig herrscht nun in dieser Jahreszeit aber in den Wohnungen eine niedrigere Temperatur als im Freien. Die Folge davon ist, daß sich die Menschen, die sich im Laufe des Tages an die höhere Temperatur gewöhnt und vielleicht bei der Arbeit erhitzt haben, bei ihrem Aufenthalte in der kalten Wohnung erkälten. Zur Erhaltung des Wohlbefindens und der Gesundheit ist es daher dringend notwendig, die Wohnzimmer im Frühjahr nicht ungeheizt zu lassen. Denn eine Temperatur von unter 10 Grad Reaumur ist entschieden nachteilig für die Gesundheit. Das Thermometer sollte zur Regulierung der Zimmertemperatur gerade zum Frühjahr in keiner Wohnung fehlen. B—n.

Das alte Lied.

Es' oftmals ein Lied gesungen,
Es war in der Jugendzeit.
Das Lied ist schon lang verklungen,
Und meine Jugend ist weit.

Doch wenn durch die Lindenbäume
Vorn Tore der Lenzwind singt,
Dann manchmal in meine Träume
Das Lied aus der Jugend klingt.

Wie einstmal's duften die Linden,
Das Lied hat so fremden Klang.
Ich kann meine Jugend nicht finden,
Der Weg ist so weit, so lang.

Johanna Weistrich.

Unsere Bilder

Geheimer Obermedizinalrat Prof. Dr. Friedrich August Loeffler der Entdecker des Diphtheriebazillus und Direktor des königlichen Instituts für Infektionskrankheiten, starb in Berlin im Alter von 62 Jahren. Er war einer unserer verdienstvollsten Hygieniker und Bakteriologen. Schon in jungen Jahren wurde der Verstorbene von der Medizinalabteilung im preussischen Kriegsministerium mit der Abhaltung von Vorlesungen über Militärgesundheitspflege betraut. Als einer der begabtesten Schüler Robert Kochs arbeitete er im kaiserlichen Gesundheitsamt mit großem wissenschaftlichen und praktischen Erfolg und wurde durch die Entdeckung des Diphtheriebazillus ein Wohltäter der Menschheit. Seine Forschungen über Tierseuchen sind für die Landwirtschaft von höchster Bedeutung.

Seeminen. Man unterscheidet Kontakt- und Beobachtungsminen. Beide sind hohle schmiedeeiserne Behälter, welche mit einer Sprengladung, meist Schießbaumwolle, gefüllt sind. Während die Kontaktminen zum Legen auf hoher See benutzt werden, finden die Beobachtungsminen zur Sicherung von Häfen und Anflüssen (Mündungen) Verwendung. Die Minen werden mit Drahtseilen an schweren Eisenstücken derart befestigt, daß sie ungefähr drei Meter unter der Wasseroberfläche schwimmen. Am Oberteil der Kontaktmine befinden sich Bleikappen, die ein mit einer Säure gefülltes Glasgefäß enthalten. Stößt ein Schiff gegen eine dieser Kappen, so wird dieselbe verbogen und das unter ihr befindliche Glasgefäß zerbrochen. Die Säure ergießt sich über eine unter der Kappe angebrachte Zink-Kohle-Batterie, und der dadurch erregte elektrische Strom bringt einen innerhalb der Sprengmasse befindlichen Zündapparat zum Glücken und die Mine zur Explosion. Das Legen von Minen erfordert wegen der großen Gefahren viel Aufsicht und ein gut geschultes Personal. Um die vielen Unglücksfälle, welche früher bei dem Legen von Minen entstanden sind, zu verhindern, hat man eine Sicherung in die Leitungsschnur eingeschaltet. Erst kurz bevor die Mine gelegt wird, schraubt man den Leitungsbogen zusammen, so daß, wenn eine vorzeitige Verletzung der Bleikappen

...steht, der elektrische Strom unterbrochen ist und die Mine sich nicht entzünden kann. Zum Legen von Seeminen benutzt man besondere Schiffe mit großer Fahrgehwindigkeit. Die deutsche Marine besitzt drei solcher Minenschiffe. — Bei den Beobachtungsminen fehlen solche Bleitappen. Dafür sind die Minen mit einer Beobachtungsstation durch ein elektrisches Kabel verbunden. Die Station hat eine Camera obscura. Ein System von optischen Linien und Spiegeln projiziert das Hafenbild in verkleinertem Maßstab auf einen weißen Tisch. Beim Legen der Minen in das Fahrwasser werden die Punkte auf dem Tisch markiert. Aber diese Minen hinweg können nun Schiffe ungefährdet aus- und einfahren. Nähern sich aber dem gesperrten Hafen feindliche Schiffe, so wird der Beobachter auf der Station in dem Moment, in dem ein solches Schiff einen auf dem Tisch markierten Punkt überfährt, den elektrischen Strom schließen und die Mine zur Entzündung bringen. Um das Einlaufen von feindlichen Schiffen im Nebel oder bei Nacht zu verhindern, befinden sich zwischen den Minen noch Kontrollapparate, die das Überfahren auf der Station automatisch anzeigen. — An Stelle der Camera obscura benutzt man in neuerer Zeit nach häufig den Siemens'schen Diaphanometer. Zum Vorseitigen und Auffischen von Minen gebraucht man Schiffe mit geringem Tiefgang, meist Torpedoboote älteren Systems. Diese Minenjuchschiffe schleppen ein mit Sandfäden beschwertes Drahtseil und reihen dadurch die Minen vom Grunde los, worauf dieselben zur Explosion gebracht oder aber nach dem Herausnehmen gänzlich unschädlich gemacht werden.

Kapitänleutnant Otto Weddigen, der heldenmütige Unterleutnantführer, fand mit der wackeren Besatzung des U 29 den Tod, nachdem das Unterleutboot durch Rammern zum Sinken gebracht war. Weddigen und seine Mannschaft bildeten die Verkörperer des Geistes der deutschen Marine. Er war mit Müller, Müde und Spee ein deutscher Nationalheld des Seekriegs, dessen Vorbild der deutschen Flotte im unerbittlichen Kampf gegen England voranleuchten wird. Vier englische Kreuzer und eine Reihe von Handelsschiffen fielen Weddigen zur Beute, und sein Lohn waren das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse, sowie der Orden Pour le mérite. Unsere Aufnahme zeigt den deutschen Seehelden mit seinen Offizieren und seiner wackeren Mannschaft, die alle nach der unvergeßlichen Siegesfahrt des U 9 durch das Eiserne Kreuz ausgezeichnet wurden.



Kapitänleutnant Otto Weddigen des U 29 mit seiner wackeren Besatzung. (Mit Text.)

Geld bloß für sie übrig habe. Brauche mein Geld jetzt nötiger für Kassen. Habe solche Scherereien bis zum Hals satt. Werse jetzt nicht mein Geld für den Gesang von Nachten heraus. Sollen sich die beiden Mädels ruhig zum Teufel scheren!" Man sieht, ein gar zu galanter Kunststifter ist der „alte Fritz" seinen Sängerinnen gegenüber nicht gewesen. — H. M.

Gemeinnütziges

Rosentohl. Die kleinen Rosen werden in Salzwasser abgekocht, mit wenig kräftiger Fleischbrühe, einigen Pfefferkörnern und einer kleinen Zwiebel Lorbeerblatt zu Feuer gebracht. — Man gibt nach Geschmack noch ein wenig Salz hinzu, legt einige Stückchen feine Butter oben auf und läßt das Gemisch dann langsam ziehen.

Beim Auslaufen der jungen Gänse und Enten achte man darauf, daß diese nie auf frisch mit Kali oder anderen künstlichen Düngern bedeckten Grasflächen geweidet werden. Selbst geringe Mengen von Kali usw. genügen, um die Tiere zum Eingehen zu bringen.

Zithrensen sollen so zum Trocknen aufgehängt werden, daß die seitlichen Öffnungen geschlossen sind; da nämlich viele Insekten in denselben vorhanden sind, stiegen auch unsere nützlichen Vögel hinein und können dann meistens den Rückweg nicht mehr finden.

Der Kreuzschnabel hat sich als eifriger Blattlausvertilger erwiesen. Er geht seiner Beute in geschickter Weise nach, indem er die vertrockneten, eingerollten Blätter mit einem Fuße festhält und mit dem Schnabel die Blattläuse abstreift, das Blatt dabei aufrollend. So heben sie ganze Anäuel von Läufern ab, die mit der Zunge vom Schnabel abgenommen werden.

Gegen die Spargelstiege gibt es kein besseres Mittel, als das Entfernen der frummigewachsenen „Pfeifen". Läßt man diese von der Wader befallenen Triebe im Beet sitzen, so kriecht sich der Schädling bis zur Krone des Stodes durch, so daß das Absterben unvermeidlich ist. Die gesammelten Pfeifen sind zu verbrennen.

Frühvögel verschlingen in ihrer Gefräßigkeit mitunter auch giftige Pflanzen. Wo viel Schierlingspflanzen und giftige Bilze wachsen, lasse sie der Züchter also nicht weiden.

Glühstrümpfe. Beim Eintauche soll hier nicht gespart werden. Es lohnt sich, gutes Material zu kaufen, da solche Glühstrümpfe länger halten. Eine Hauptsache ist aber, daß die Glühstrümpfe auch gut für die Lampe passen. Sobald sie zu groß sind, liegt die Gefahr nahe, daß sie leicht zerfallen.

Auflösung.
M U S I K
U N T E R
S T E R N
I E R
K I R N

Allerlei

Schiffbruch. „Singen Sie uns doch etwas vor, Mr. Bellows!" bittet der kleine Willi. — „Recht gern, mein Junge, recht gern. Warum denn?" — „Gerne und ich spielen Schiffbruch und da brauchen wir ein Nebelhorn." — **Johann Andre**, der im 14. Jahrhundert zu Bologna Collegia las und für einen der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit galt, unterrichtete auch seine Tochter Novella in den Rechten und sie brachte es so weit darin, daß sie anstatt ihres Vaters Vorlesungen halten konnte, wenn er selbst daran verhindert wurde. — Sie war ebenso schön als gelehrte und hatte bei ihren Vorlesungen stets einen Vorhang vor sich, damit ihre Schönheit die Studenten nicht zerstreut mache. Sie wurde dann die Gattin des Johann Caldarinus, der ebenfalls Rechtsgelehrter zu Bologna war. — K. St.

König Friedrich II. als Kunststifter. Der „alte Fritz" war schon bei Lebzeiten eine populäre Persönlichkeit, da er sich um alle Staatsgeschäfte selbst kümmerte. Nicht nur die Schlagfertigkeit seines Heeres lag ihm am Herzen, sondern er war auch eifrig auf den Wohlstand seines Volkes bedacht, auf Hebung von Handel und Industrie. Ebenso war der König ein eifriger Beschützer der Künste, vor allem der Musik. Selber ausübender Musiker im Flötenspiel, zeigte Friedrich II. auch ein besonderes Interesse für seine Hofoper. Hierfür wurden die ersten Gesangssträße aus Italien engagiert, der König selbst war, soviel es seine Zeit erlaubte, bei den Hauptproben zugegen, gab an, wie das Stück ausgekattet werden muß und ließ sich über die Einnahmen und Ausgaben der Oper und neue Engagements genaue Bericht erstatten. Alle an die Intendantur des königlichen Theaters gerichteten Eingänge mußten ihm zur Begutachtung vorgelegt werden. Diese Schriftstücke wurden somit eigentlich von dem König beantwortet, da er jedes von ihnen mit einer Randbemerkung als die hierfür passende Entscheidung verjah. Einst wurde ihm ein Gesuch zweier Sängerinnen Astrea und Carissimi unterbreitet, die hierin ersuchten, ihnen mehr Gage zu zahlen, sonst würden sie ihren Kontrakt mit der Intendantur lösen. Der König war über dieses Gesuch sehr aufgebracht und schrieb bei der Rückgabe an den Intendanten auf das Schriftstück als seine Entscheidung: „Sind zwei Teufelsmädels! Scheinen zu denken, daß ich

Scharade.

Im Ersten wirst du gern des Lenzes Kind
der blühen,
Wenn frisch das andre ist, dann kann es
dich erquiden.
Soll dich das Ganze als ein Zweites
haben,
Nicht du ein dufend Pflänzlein dazu
haben.
Julius Fald.

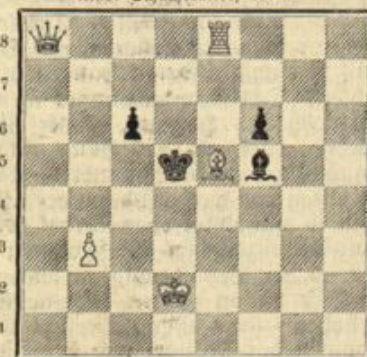
Rammrätsel.

A	A	A	E	F	G	K	L	L
N		O		R		T		T
N		R		R		T		U
O		R		S		T		U

Die obere waagrechte Reihe gibt eine deutsche Hauptstadt und in den fünf Seitenrechten wird bezeichnet: 1) Ein jüdischer König, 2) Ein Gefäß, 3) Ein Brennmaterial, 4) Ein jüdischer Pfeffer, 5) Ein Mineral.
Julius Fald.

Problem Nr. 131.

Von G. Ernst.
Mat. Schachblätter, 1894.



Mat in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Erbe, Siebe.
Des Bilderrätsels: Alte Worte sind ein Zeichen der Unwahrheit.

Alle Rechte vorbehalten.